

H. D. Walden

EIN STADTMENSCH
IM WALD

Galiani Berlin

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Galiani Berlin* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

Verlag Galiani Berlin

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Lektorat Esther Kormann

Illustrationen Elisa Rodriguez Scasso

Gesetzt aus der PS Fournier

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86971-242-0

ERSTER TEIL

Als die Seuche ausbrach, zog ich mich ins *Ruppiner Wald- und Seengebiet* zurück. Es ist eine Gegend voll stiller Vergangenheit, die sich weniger an historischen Baudenkmalern zeigt als an der Weite des Landes, durch das lange Alleen von ehrwürdigen Bäumen führen. Die einst – und nicht nur einmal – verwüsteten Landstriche hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm nach dem Dreißigjährigen Krieg mit Kolonisten aus der Schweiz *publiert*. Deren Nachfahren leben heute in idyllischen Straßendörfern und verkaufen Eier an die vorbeifahrenden Touristen aus Berlin, die ihnen an Freundlichkeit nicht das Wasser reichen können. Weite, hügelige Äcker, deren Trockenheit portugiesische Ausmaße angenommen hat, und poetische Wälder prägen die Landschaft, in der man beim Wandern über Stunden keinem Menschen begegnet, was während einer Epidemie ein sorgloses Durchatmen erlaubt. In den Nächten spannt sich über die von strohgelbem, durstigem Gras bewachsenen Weiden ein grandioser Sternenhimmel, der in die Tiefe des Universums blicken lässt oder ließe, wenn es nachts wegen der sandigen Böden nicht fast immer saukalt wäre.

In diesem Land besitzt meine Freundin eine Hütte, eine sogenannte Datsche, die inmitten des eigentlichen Herrschers dieser Gegend steht: des großen Waldes. Er erstreckt sich von Oranienburg im Süden und Gransee im Westen über hundert Kilometer weit nach Norden und Osten. Abseits der Wege ist er stellenweise unzugänglich wegen der umgestürzten Bäume und des dichten Gestrüpps, nachts bekäme man ernsthafte Probleme, ins nächste Dorf zu finden. Doch kein Mensch ist hier nachts unterwegs.

Nachts hockte ich in der Hütte, und da es draußen absolut dunkel war, wurden die Fenster zu Spiegeln, in denen ich einen Mann sah, der mit einer lilafarbenen Wolldecke über den Schultern vor dem Gasheizkörper saß und mich angriff. Es war völlig still bis auf das gelegentliche Fensterklopfen von Insekten, die mit der Erfindung des Glases haderten wie gewisse Menschen mit der Existenz von Impfstoffen. Meine Freundin ist übrigens Krankenschwester, sie musste sich in der Stadt um Leute kümmern, denen die Flucht aufs Land nicht gelungen war. Ich war also mit dem Kerl im Fenster allein. In der zweiten Nacht beschloss ich, mir *Outbreak – Lautlose Killer* mit Dustin Hoffman anzuschauen, um herauszufinden, wie dieser Seuchenfilm unter den veränderten Umständen auf mich wirkte. Doch während Dus-

tin Hoffman im Labor das *Motaba-Virus* entdeckte, das durch eine Aerosolbombe des US-Militärs in die Welt gesetzt worden war, hörte ich über mir Geräusche, die unmöglich von der Aerosolbombe stammen konnten. Es klang eher nach einer Ratte, die zwischen Dach und Decke unablässig hin und her rannte wie meine Freundin auf der Notfallstation des Krankenhauses.

Meine Freundin hatte mich um drei Dinge gebeten:

- a) Bitte verscheuch das Reh, wenn du es siehst.
Es frisst die Rosenknospen.
- b) Bitte füttere die Vögel mit dem Futter aus dem Plastikimer im Geräteschuppen.
- c) Leg Schinken für den räudigen Fuchs unter die Steineiche, beträufle den Schinken mit zehn Tropfen Steidlöl.

Nichts davon hatte ich bisher gemacht. Vögel, Rehe und Füchse waren für mich putzige Geschöpfe, auf die ich mich aber nicht näher einlassen wollte. Sie interessierten mich einfach nicht richtig. Deswegen konnte ich eine Kohlmeise nicht von irgendeiner Gold- oder Buntmeise oder wie sie alle hießen unterscheiden. Die einzigen Vögel, deren Namen ich kannte, waren Spatzen, Raben oder Krähen (den Unterschied kannte ich nicht), Hühner, Enten, Amseln, Gänse.

Wenn ich ein Reh sah, wusste ich nicht, ob das ein weiblicher Hirsch war. Einen Fuchs hätte ich als Fuchs erkannt. Aber wie ein Marder aussah, wusste ich nicht. Auch von Waschbären hatte ich nur undeutliche Vorstellungen. Einen Biber hätte ich erkannt. Aber ganz bestimmt hätte ich einen Fischmarder für einen Biber gehalten. Ich wusste, wie Frösche aussahen, aber nicht, ob es ein Grasfrosch oder Ochsenfrosch oder eventuell ein entlaufener Giffrosch war. Einen Igel hätte ich auch noch ohne Tierbestimmungs-App erkannt. Aber damit waren meine Kenntnisse über die Natur bereits erschöpft. Ich wusste nicht mal, wie eine Linde aussah, kannte nur Steineichen (weil die schönste aller Steineichen vor der Hütte stand), Birken und Buchen. Robinien hielt ich ganz am Anfang noch für Espen, weil ihre Blätter wie Espenlaub zitterten. Aber ich hatte keine Ahnung, wie eine Espe überhaupt aussah und ob das, was ich für eine Espe hielt, nicht in Wirklichkeit eine Erle oder Ulme war. Kurz gesagt: Ich war mehr oder weniger naturblind. Und ich verband Natur, wenn es um Tiere ging, mit Zeckenbefall und Verwurmung. Meiner Meinung nach liefen Tiere oft mit offenen Wunden herum, an denen sie auch noch rumleckten. Ein einziger Vogel schiss mehr Bakterien und Viren vom Himmel als das US-Militär: »Wenn Vogelkot dich ins Auge trifft, kannst du erblinden«, las ich mal im Internet.

Nun gut, meiner Freundin zuliebe nahm ich mir trotzdem vor, den räudigen Fuchs irgendwann mal mit Steidlöl zu heilen und die Vögel irgendwann mal zu füttern. Aber mein Interesse galt vorerst allein der Ratte.

Am nächsten Tag regnete es, wie es in sandigen Gebieten regnet: als müsste man den Wolken jedes einzelne Tröpfchen abkaufen. Die Laubbäume des großen Waldes bekamen mehr Wind als Nässe und rauschten vor Durst. Die Birken waren am schlimmsten dran, jeden Tag kippte eine von ihnen um. Hohe Mortalitätsrate sozusagen. Ich inspizierte auf der Leiter das Dach, um das Einfallstor der Ratten zu lokalisieren und zu verstopfen. Die metallenen Seitenstreben der Pergola waren ideal, um auf ihnen in den Dachraum zu gelangen, deshalb observierte ich das Gestänge. Und dort kletterte eine Maus herum. Die vermeintliche Ratte war eine Maus. Wie konnte es sein, dass ein fast gewichtsloses Tierchen nachts im Dach einen Lärm machte, als wäre es eine fette Ratte?

Als ich es meiner Freundin am Telefon erzählte, sagte sie: »Tiere klingen nachts doppelt so laut, wie sie groß sind.« Ich erzählte ihr, die Maus habe sich von meinem »Huh!« und »Hau ab!« überhaupt nicht beeindrucken lassen. Sie sei erst geflüchtet, als ich einen

Gummistiefel nach ihr geworfen hätte. Meine Freundin sagte, die meisten im Ruppiner Waldgebiet lebenden Tiere sähen in ihrem kurzen Leben nie einen Menschen. Sie wissen nicht, wo sie uns einordnen sollen. Sie begegnen vielen Kühen, und da Kühe groß, langsam und harmlos sind, halten sie Menschen für Kühe. So die Theorie meiner Freundin. Mir war am Vortag schon aufgefallen, dass eine Amsel, als ich mit dem Gartenschlauch die Blumenbeete meiner Freundin wässerte, mir ungewöhnlich nahe kam, sie hielt nicht den *Social-Distancing*-Abstand von anderthalb Metern ein. In der Stadt war mir noch nie eine Amsel so nahe gekommen. Vielleicht hielt diese Amsel mich tatsächlich für eine Kuh, die auf eine sehr komplizierte Art pisste, nämlich indem sie sich auf die Hinterbeine stellte und den Strahl zwischen den Vorderbeinen hindurch in hohem Bogen in ein Blumenbeet lenkte.

Um den Vögeln zu zeigen, dass ich ein bisschen mehr draufhatte als eine Kuh, begann ich mit der Fütterung. Die Speisekarte erstellte meine zoophile Freundin am Telefon: Mehlwürmer, zerstoßene Haselnüsse, Sonnenblumenkerne, Meisenknödel mit Kokosfett, Rosinen von *Alnatura*. Die Meisenknödel hängte ich an die Glyzinienäste, die sich um die Pergolastangen rankten, es sah aus wie der Christbaum eines Ornithologen. Das übrige Futter legte ich auf einem Marmor-

tischchen aus, und danach setzte ich mich in fünf Metern Abstand in einen Korbstuhl und wartete auf die Vögel. Ich hatte alle Zeit der Welt, die Vögel aber auch. Sie ließen sich zunächst im Geäst der Steineiche nieder und beäugten von dort aus das Futter. Sie erinnerten mich an Touristen in einem griechischen Ferienort, die sich abends vor den Restaurants die vergilbten Fotos von Souflakispießern anschauen. Aber solche Vergleiche hinken, denn die Vögel zögerten nicht, weil sie wählerisch oder gelangweilt waren. Sie wussten, wo Futter ist, lauern meistens Feinde, und damit war nicht die Kuh gemeint, die in der Nähe des Futters in einem Korbstuhl saß. Sie beobachteten erstmal, ob es Anzeichen für die Anwesenheit von Mardern, Füchsen, Bussarden gab. Da ich mich durch die Seuche durchaus vom Tod bedroht fühlte, bekam ich zum ersten Mal eine Ahnung von der Lebenswelt dieser Vögel. Für sie war der Tod zu jeder Stunde eine noch sehr viel konkretere Gefahr als für mich das Virus. Bei allem, was sie taten, ging es ums Überleben, und ihre Mittel zur Prävention waren limitiert, nur eine geradezu kunstfertige Vorsichtigkeit stand ihnen zur Verfügung, um sich zu schützen.

Erst nach Stunden wagte sich ein erster Vogel auf das Marmortischchen. Da die anderen sahen, dass er lebend und mit einem Schnabel voll Futter wieder wegflog, gaben auch sie sich einen Ruck. Zunächst waren

sie für mich alle einfach Vögel, wie wenn man zum ersten Mal nach China reist und gegen den Eindruck ankämpfen muss, dass alle sehr ähnlich aussehen. Aber nach zwei, drei Tagen fiel mir ein Muster auf in der Abfolge, in der die Vögel zum Fressen anfliegen. Ich notierte die Beobachtungen:

- a) *Es kommt meistens zuerst einer der kleinen mit der schwarzen Gefiederkappe auf dem Kopf. Danach kommt einer von denen, die kopfüber an der Glyzinienranke zum Tischchen hinuntersteigen. Dann kommen die Kohlmeisen.*
- b) *Die Kohlmeisen kommen immer zu zweit. Aber sie fressen nie gleichzeitig. Überhaupt fressen nie zwei Vögel gleichzeitig. (Maßnahme zum Schutz vor Corona? Haha.)*
- c) *Kohlmeisen und Amseln sind die einzigen Vögel, die ich mit Namen kenne.*

Um das zu ändern, lud ich mir die App *Zwitschomat* auf mein Handy. Man zeichnet Vogelstimmen auf, und die App bestimmt die Vogelart. So lernte ich, dass die kleinen mit der schwarzen Kappe Mönchsgasmücken hießen. Die Kopfüberläufer hießen Kleiber. Die dicken, langsamen mit den kurzen Schnäbeln hießen Dompfaffen. Als ich die Vögel benennen konnte, führte das sonderbarerweise dazu, dass ich sie als Individuen wahrnahm. Dies war der Moment



meines persönlichen *Shutdowns*. Von nun an widmete ich mich ausschließlich der Vogelbeobachtung und notierte meine laienhaften Erkenntnisse auf liniertes Papier, um das Ganze nach Arbeit aussehen zu lassen:

- a) *Es sind nicht irgendwelche Kohlmeisen, Kleiber oder Mönchsgrasmücken. Sondern es sind sozusagen Fritz, Helena und Peter. Es kommen immer dieselben Vögel, immer Fritz, Helena und Peter. Sie besitzen unterschiedliche Charakterzüge, ob aufgrund der Zugehörigkeit zu ihrer Art oder als Einzelwesen, kann ich nicht beurteilen.*
- b) *Die Mönchsgrasmücke ist ein Draufgänger. Typus Tom Cruise in Mission: Impossible. Frisst noch weiter, wenn ich eine Armlänge entfernt neben ihm stehe. Er vertraut ganz auf seine Wendigkeit und Schnelligkeit. Denkt: »Selbst wenn die Kuh versuchen würde, mich zu erwischen – einen wie mich erwischt die nie!«*
- c) *Das pure Gegenteil von ihm: die Dompfaffen. Herr und Frau. Kommen immer zu zweit zum Futterplatz. Typus Ehepaar in der Datschenkolonie Sonnenschein. Denken: »Das ist unser Futter. Wenn wir könnten, würden wir einen Zaun drum herumbauen und einen Gartenzweig reinstellen. Aber einen ironischen mit einem T-Shirt, auf dem Spießler? Na und! steht.« Diese beiden bauchigen, halslosen Vögel vermeiden*

jede unnötige Bewegung. Haben sich eindeutig zum Ziel gesetzt, ihren Beitrag zur evolutionären Weiterentwicklung der Dompfaffen zu einer Schildkrötenart zu leisten.

- d) Meine Lieblinge: die zwei Kleiber. Mann/Frau? Eher wohl zwei Männchen, die keine abgekriegt haben. Fressen den ganzen Tag wie die Irren. Habe bei Wikipedia gelernt: Vögel können nicht fett werden. Ein Überangebot an Nahrung verstärkt einfach ihren Bewegungsdrang. Ist bei den beiden unübersehbar: im Grunde Kokainisten. Typus Speedy Gonzales. Je mehr sie fressen, desto überdrehter werden ihre An- und Wegflüge. Mittags von den vielen Haselnüssen schon so aufgeputscht, dass sie mit ihren Flügeln die Glycerintriebwerke abrasieren, wenn sie sich einen weiteren Schnabel voll Stoff holen. Muss aufpassen, dass die mir nicht eines Tages ins Gesicht fliegen.*
- e) Unglaublich, wie viel die alle fressen! Habe sie umgetauft in Mönchswanstmücke, Ranzenkleiber, Volfettmeise.*

Die Kohl- und Blaumeisen hängten sich am liebsten an die Meisenknödel. Aber irgendetwas konnte nicht stimmen. Morgens waren die Knödel stets verschwunden. Meisen fressen aber nachts nicht, vor allem klauen sie nicht auch die Metallspirale, in

der die Knödel stecken. »Vermutlich ein Waschbär«, sagte meine Freundin am Telefon, aber sie hatte andere Sorgen. Sie sagte, das Virus sei beunruhigend unberechenbar. Der Zustand mancher Patienten kippe von einem Tag auf den anderen, während andere sich schnell wieder erholten. Und nicht immer könne man es auf das Alter oder Vorerkrankungen zurückführen. Zwei Kollegen auf ihrer Station hätten sich angesteckt. Das bedeutete: Unser geplantes Wochenende zu zweit in der Hütte fiel aus. Die Bäume rauschten mächtig im Wind, Regentröpfchen stoben umher, ich zündete die Flamme des Gasheizers an und hatte absolut keine Ahnung, wie ich eine weitere Nacht allein hier überstehen sollte. Ich las einige Seiten aus *Die Pest* von Albert Camus, aber was sollte das? Intellektuelle Bewältigung der Krise? Es gab nichts zu bewältigen, kein tieferer Sinn wartete auf seine Entdeckung. Was gab es auf Netflix? Auch nichts, das mir in irgendeiner Weise sinnvoll vorkam.

Aus diesem Depressionsloch holte mich der Waschbär heraus. Die sinnvollste Beschäftigung war doch im Moment, so schien mir, der Versuch, die Meisenknödel vor seinem Zugriff zu schützen. Es gab klare Verhältnisse: Die legitimen Besitzer der Knödel waren die Meisen. Die Meisenfrauen brüteten jetzt doch bestimmt und benötigten Proteine. Es ging hier um das Wohlergehen zukünftiger Kohl- und